



Volker Krieg, pensionierter Polizist, mit der Korrespondenz seiner Großeltern

TITEL



»War denn der Hasenbraten noch gut?«

Vor einigen Jahren hat der pensionierte Kriminalkommissar Volker Krieg eine Kiste geerbt. Darin befanden sich Briefe, die sich seine Großeltern im Ersten Weltkrieg geschrieben haben. Lange stand die Kiste in einer Ecke, jetzt aber hat er eine Mission – er möchte daraus ein erfolgreiches Buch machen

TEXT ASTRID HERBOLD
FOTOS STEPHAN PRAMME

Eine kleine unscheinbare Holzkiste, kein Deckel, nur der Schriftzug »Margarine Schmitz & Loh, Duisburg«, bekommt Volker Krieg eines Tages von seiner Tante überreicht. Es ist Mitte der 1990er Jahre, gerade ist Onkel Erich gestorben. »Hier, die Feldpost deiner Großeltern«, sagt die Tante, die ausräumt, bevor sie ins Altersheim zieht. Volker Krieg stellt die Kiste irgendwo ab und denkt nicht mehr an sie. Er ist Leiter eines Berliner Kriminalkommissariats, seit 1968 im Dienst, nach der Wende leistet er in Ost-Berlin polizeiliche Aufbauarbeit. Geschichte gehörte schon in der Schule nicht zu seinen Lieblingsfächern. »Ich hatte immer eine Beton-Vier«, erzählt er.

Fast zwanzig Jahre später ändert er seine Meinung. Mittlerweile ist er pensioniert, er hat jetzt viel Zeit. Ihn treibt die Idee um, eine Familienchronik zu schreiben. Der Tochter etwas zu hinterlassen. Außerdem rückt das Jahr 2014 näher und damit auch der hundertste Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs. Die öffentliche Gedenk- und Aufarbeitungsmaschinerie ist angelaufen, Dokumentationen und Berichte auf allen Kanälen. Im Fernsehen läuft der Film »Unsere Mütter, unsere Väter«. Volker Krieg nimmt die Kiste zur Hand, in der sich vier Briefpakete befinden. Fein säuber-

lich mit einer Schnur zusammengebunden, vermutlich nicht von Opa Willi, sondern von Oma Margarete, genannt Grete. Niemand hat in den letzten Jahrzehnten die Knoten geöffnet, offenbar wollten beide Söhne, Heinz und Erich, die Korrespondenz der Eltern nicht lesen. Die Söhne von Willi und Grete kennen Weltkriege aus eigener Anschauung, sowohl den ersten als auch den zweiten haben sie erlebt und überlebt.

In Heiligensee, einem ruhigen Vorort im Norden Berlins, wo die Einfamilienhäuschen spitze Dächer tragen und die Gärten von hüfthohen Holzzäunen eingefasst sind, breitet Enkel Volker 2013 den vergilbten Schatz vorsichtig auf dem hellblauen Wohnzimmerteppich aus. Er zählt 385 Briefe, dazu Postkarten, Zeichnungen, Zettel, ein Notizbuch. Auf der ersten Karte, die er in die Hand nimmt, die akkurate Handschrift des Großvaters: »Es ist nun Tatsache geworden, morgen früh geht es an die Front. Vermutlich nach Belgien oder Frankreich. Sende dir hiermit mein letztes Lebewohl auf wahrscheinlich lange Zeit. Sorge für die Kinder und sei meinen Eltern eine gute Schwiegertochter wie bisher. Denke meiner in treuer Liebe, wie ich auch Deiner, der Kinder und meiner Eltern stets in Liebe gedenken werde.« Abgesendet in Berlin-Spandau, am 15. September 1914. »»

Krieg kämpft beim Lesen mit den Tränen. Auf einmal fällt ihm auf, dass er eigentlich gar nichts weiß von seinen Großeltern.

*»Nun ist es Tatsache geworden,
morgen früh geht es an die Front«,
steht auf der ersten Postkarte*

An den Opa erinnert er sich. Der humpelte, hatte was mit dem Bein. Aber viel gesprochen hat Opa nicht. Volker Krieg, Jahrgang 1949, ist elf, als sein Großvater Wilhelm Krieg stirbt. Die Oma ist schon länger tot. Wäre es ihnen überhaupt recht, dass er jetzt hier in ihrer intimen Korrespondenz schmökert? Krieg beginnt vorsichtig mit der Lektüre. Anfangs geht es nur mühsam voran, das Entziffern der Kurrentschrift fällt ihm schwer. Willi, der gelernte Schrifflithograph, ist 36 Jahre alt, als er in den Krieg ziehen muss, die Kinder Heinz und Erich sind noch klein, vier und sieben Jahre alt. Seitenlange Berichte gehen von der Front nach Charlottenburg und zurück. Über alles halten sich die Eheleute auf dem Laufenden. Vier Jahre lang werden sie getrennt sein, nur selten bekommt Willi Heimaturlaub.

Volker Krieg gefällt der Stil der Briefe. Die zugewandte herzliche Art der beiden, die sich immerzu

gegenseitig aufmuntern und loben, die sich sorgen um die Gesundheit und Ernährung des anderen, die Geld und vor allem Essen in großen Mengen hin- und herschicken. Die aber auch zunehmend deprimiert sind, dass dieser Krieg Jahr um Jahr weitergeht und so viele Leben zerstört. Willi sieht seine Kameraden sterben, Grete berichtet von den Witwen im Freundeskreis. Er an sie: »Wie geht es euch? Ich denke alle Tage an euch. Was ist mit Erichs Schularbeiten? Wie entwickelt sich Heinz? Und was treibst du? Habt ihr schon eine große Teuerung? Wie schmeckt das Kriegsbrot?« Sie an ihn: »Es beunruhigt mich, dass du das Paket so spät erhalten hast, war denn der Hasenbraten noch gut? Der Kuchen und das Brot waren gewiss schon alt.« Er an sie: »Ich kann diesem verdammten ›großen Weltkrieg‹ keine großen Gefühle entgegenbringen. Ich empfinde nur, wie mir das Leben während dieser langen Kriegszeit allmählich verrinnt, ohne Freude und Daseinsbefriedigung.« Sie an ihn: »Ich habe ja Geduld, aber jetzt dauert es mir auch bald zu lange. Die Jungs fragen immerzu, ob Papa nicht bald nach Hause kommt. Neulich sind sie allein beim Barbier gewesen zum Haareschneiden. Als sie wiederkamen, sahen sie aus wie die Kohlrüben, völlig kahl – reizend!«

Grete hat zu Hause alle Hände voll zu tun, sie muss Kleidung nähen, Feuerholz spalten, sich um die Verwandtschaft kümmern. Abwechselnd ste-

Fast 400 Briefe und Postkarten in vier Jahren – so lange ist das Paar getrennt



WAR DENN DER HASENBRATEN NOCH GUT?

hen sie und die Kinder stundenlang in der Schlange, um Lebensmittel zu ergattern. Ihre Briefe sind kurz, oft schreibt sie von ihrer abendlichen Erschöpfung. Willi, der zuletzt beim Magistrat von Charlottenburg als Laternenaufseher gearbeitet hat, ist in Frankreich und Russland meistens hinter der Frontlinie stationiert. Seine Aufgaben: Materialverwaltung, Logistik, Schützengräben herrichten. Seine Briefe sind lang, voller Gefühlsbekundungen, Gedanken, Beobachtungen. Krieg kennt seinen Opa nicht so gesprächig. »Er gehörte zu der Generation, die nicht viele Worte machte.« Dass die Kriegsjahre ihn geprägt hatten, konnte der Enkel trotzdem erahnen. Auch im hohen Alter ertrug der Witwer keinerlei Verschwendung. Wenn die Schwiegertochter ihm einen Apfel schälte, »dann saß Opa über dem Mülleimer in der Küche und hat von den Schalen und dem Griebsch noch den kleinsten Fitzel Fruchtfleisch abgemacht«. Sentimentalitäten sind dagegen nicht seins. Bei Kindern und Enkeln ist Willi bekannt für seine Strenge und seine trockenen Sprüche. »Er konnte ein echter Stimmungstöter sein.«

In den Briefen lernt man einen anderen Wilhelm Krieg kennen. Einen, der sich wortreich sehnt nach Frau und Kindern, der hadert mit Krieg, Tod und Gewalt, aber auch pragmatisch und gewitzt den Alltag meistert. Einmal berichtet er stolz von einer Erfindung, die er gemacht hat: ein kleines gebogenes Blech, an die Bettpfosten angebracht, soll die Mäuse aus den Betten halten. Aus der Ferne er-

mutigt er die Söhne, der Mutter zu helfen und in der Schule gut aufzupassen. Zur Bildung der Kinder gehört aus seiner Sicht auch die Völkerverständigung. Während er in Frankreich stationiert ist, bittet er ein Mädchen aus der Nachbarschaft, das im gleichen Alter ist wie sein Sohn, diesem einen Brief auf Französisch zu schreiben. »Erich, mein Freund«, schreibt sie, »ich bin eine kleine Französin, ich bin acht Jahre alt.« Dann wünscht sie noch »ein gutes Jahr, gute Gesundheit«. Unterschrieben ist der Brief mit: »Deine kleine Freundin Germaine.«

Nicht alles ist so einfach zu lesen wie die schwungvolle Kinderhandschrift von Germaine. Manchmal hatte Willi in seinen Briefen vorsichtshalber alle Vokale weggelassen, falls die Post in feindliche Hände gerät. Dann wieder fehlen offenbar Dutzende Briefe. Krieg rätselt, tippt ab, sortiert, rekonstruiert. Übrig bleibt ein Ordner mit Klarsichtfolien. »Ich bin halt Beamter«, sagt Krieg lachend. Längst ist ihm die Idee gekommen, die Briefe zu veröffentlichen. »Da steckt eine Botschaft drin, die für unsere heutige ichzentrierte Gesellschaft wichtig ist«, meint er. »Man sieht, wie eine Familie zusammenhält.« Wie zwei sich umeinander und um andere gesorgt, wie sie ihre politische Ohnmacht reflektiert, wie sie Leid und Mangel gemeistert haben. »Ich bin glücklich, dass es sie ge- ➤

ANZEIGE



A Part at the Seam, 2009, Paris

7. MÄRZ – 31. MAI 2015

CLAIRE MORGAN · LONDON
TRY AGAIN. FAIL AGAIN. FAIL BETTER
INSTALLATIONEN, OBJEKTE UND ZEICHNUNGEN



Moritz Götze, Venus und Amor, 2012. © MGR BilderKunst, Bonn 2015

14. MÄRZ – 2. AUGUST 2015

MORITZ GÖTZE · HALLE
DES KNABEN WUNDERHORN
BILDER, OBJEKTE UND ZEICHNUNGEN

KUNSTSAMMLUNG JENA
www.kunstsammlung.jena.de



Selbstporträt Wilhelm Krieg, 1917

geben hat, und stolz darauf, wie sie sich verhalten haben«, resümiert der Enkel.

Volker Krieg, der pensionierte Kriminalbeamte, hat jetzt eine Mission. Das Material soll zum Buch werden und in die Welt hinaus. Es soll Leser finden. Sein erster Einfall: »Ich mache ein eBook.« Er informiert sich im Internet über Dateiformate, lernt den Begriff Normseite kennen, beschäftigt sich mit Schriftarten und Bilddigitalisierung. Ein Titel muss her. »Krieg im Krieg«? Nicht schlecht, aber versteht man das? Und wie soll das Cover aussehen? Volker Krieg macht alles selbst. Was er nicht kann, eignet er sich an. Er ist überzeugt, dass er keinen Lektor und keinen Grafiker braucht. All das könnte man sich als externe Dienstleistung dazukaufen, auf Selfpublishing-Webseiten wimmelt es von entsprechenden Anzeigen.

Im Sommer 2014 ist es so weit. Auf Neobooks.com, einer Plattform des Droemer Knauer Verlags, veröffentlicht er die erste digitale Version seines Buchs. »Landwehrmann Krieg im Krieg« hat er es genannt. Eine Zeichnung von Opa zierte das Cover. Doch nichts passiert. Keiner will das eBook kaufen oder lesen. Krieg denkt nach, liest kritische Berichte über Selfpublishing, wägt ab. Dann die Entscheidung: Es muss wohl doch ein echtes Buch her. Bei ePubli, einem Berliner Selfpublishing Verlag,

lässt Krieg auf eigene Kosten 100 Exemplare drucken. Den Verkaufspreis kann er selbst festlegen. 17,95 Euro erscheinen ihm angemessen. »Ich möchte ja, dass auch junge Leute sich das Buch leisten können.«

Es bringt nichts. Auch das gedruckte Buch interessiert niemanden. Es liegt in keinem Buchladen, ist nicht bei Onlinebuchhändlern erhältlich. Kauft es deshalb niemand? Oder ist das Thema schlicht zu düster? Krieg kündigt bei ePubli, steigt auf BookonDemand um, er schreibt an die Buchhandelsketten Thalia und Hugendubel, engagiert eine junge Frau aus Hamburg, die ihm eine Pressemitteilung formuliert, er schickt Dutzende Bücher an Freunde, Schulkameraden, Politiker, Historiker, Prominente. Hellmuth Karasek und Günther Jauch kriegen ein Exemplar, ebenso die Kanzlerin, das Verteidigungsministerium, das Bundespräsidialamt.

Im Briefkasten in Berlin-Heiligensee landen höfliche Dankeschreiben, aber auch vereinzelt ermutigende persönliche Zeilen. Mehr passiert nicht. Schon jetzt hat Krieg viel Zeit investiert und viel Geld ausgegeben. Ehefrau und Tochter sind genervt, die familiäre Unterstützung für das Buchprojekt bröckelt längst. Selbst publizierte Bücher schaffen es nur äußerst selten, von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Alle wissen das, auch Volker Krieg weiß es theoretisch. Aber Ausnahmen bestätigen doch die Regel! Krieg ist innerlich zerrissen. In ihm kämpft Hoffnung gegen Vernunft: »Das Buch hat das Zeug dazu herauszustechen!« Aber noch, das muss er zugeben, ist er nicht »auf der Erfolgsschiene«.

Auf dem Fensterbrett im Haus der Familie Krieg blühen die Orchideen, in der Eichenschrankwand blitzen die Kristallgläser, die Teppichfransen der Läufer liegen in Reih und Glied. An der Wand hinter dem Esstisch hängt, gerahmt und hinter Glas, das Selbstbildnis von Wilhelm Krieg, gezeichnet im Oktober 1917 vor einem Spiegel, damals ist er schon drei Jahre weg von daheim, das Gesicht wirkt ernst und konzentriert. Darunter sitzt sein Enkel und sagt: »Ich gebe noch nicht auf.« ♦

Volker Krieg: »Landwehrmann Krieg im Krieg – Feldpost-erzählungen 1914-1918«, BookonDemand, 2015